

# So gut ist der «Zigeunerroman»

Endlich ist der umstrittene Roman «Fast wie ein Bruder» von Alain Claude Sulzer da und zeigt, warum gute Literatur nie politisch korrekt ist.

Julian Schütt

Dieses Buch war in den Schlagzeilen, bevor es veröffentlicht oder nur schon fertig geschrieben war. Schon vor einem Jahr löste es einen Eklat aus, nachdem sein Verfasser Alain Claude Sulzer in Basel ein Gesuch für einen Werkbeitrag eingereicht hatte. Weil im Text von «Zigeunern» die Rede war, bat ihn der Fachausschuss Literatur, «darzulegen, was Ihre Überlegungen beim Gebrauch der Bezeichnung «Zigeuner» in der Textprobe sind».

Kein Autor mag es, wenn er seine Texte gesinnungsethisch begründen muss. Deshalb zog Sulzer das Gesuch zurück. Selbst in Deutschland empörten sich daraufhin Kolleginnen und Journalisten über die «Zensur». Später stellte sich heraus, dass alles noch denklicher war.

## Basel setzt auf staatliche Willkür und Gesinnungsschnüffelei

Die Kulturverantwortlichen in Stadt und Kanton Basel hatten sich über das mehrheitlich positive Urteil ihrer externen Fachjury hinweggesetzt. In ihrem woken Furor wollten sie prinzipiell kein Werk fördern, in welchem das Z-Wort vorkommt. Statt sich für die Freiheit der Kunst einzusetzen, setzten die obersten Basler Kulturbeamten auf Gesinnungsschnüffelei und staatliche Willkür.

Nun erscheint das ominöse «Zigeunerbuch», und es lässt sich genauer überprüfen, ob die Verwendung des tabuisierten Z-Wortes wirklich nötig ist oder ob Alain Claude Sulzer damit nur provozieren will. Im Ruhrgebiet der 70er-Jahre wachsen zwei Freunde wie Brüder auf. Auch darum trägt der Roman den Titel «Fast wie ein Bruder».

Der Ich-Erzähler berichtet von seinem Jugendfreund Frank. Sie scheinen unzertrennlich, aber zwei Coming-out-Erlebnisse führen dem Erzähler dann vor Augen, dass sein Freund ein Eigenleben entwickelt und er ihn eigentlich gar nicht kennt. Zuerst begleitet er ihn in eine Ausstellung von Sigmar Polke in Düsseldorf. Danach ist Frank «wie ausgewechselt» und will Künstler werden. Er zeichnet jetzt unentwegt, zuerst im Stil von Polke.

Das zweite Erlebnis löst in ihrem Wohnblock einen «Skandal» aus. Frank beginnt eine Liebesaffäre mit einem anderen Jungen aus dem Haus. Schon darüber zerreisst sich die Nachbarschaft das Maul, aber was alles noch verschlimmert: Dieser Junge namens Matteo gehört zu den «Zigeunern», wie sie zeittypisch genannt werden. Das Ereignis ist nach damaligem Empfinden so desaströs, dass Matteos Familie danach verschwindet, und auch die Familien von Frank und dem Erzähler ziehen aus Bochum weg.

An diese dramatische Geschichte erinnert sich die Ich-Figur Jahrzehnte später, und die Vorgänge sind wieder ganz gegenwärtig, ebenso das Denken und Reden jener Zeit. Darum fällt auch mehrmals das Z-Wort. Offenbar hat man die Wohnblöcke unter der Bedingung subventioniert, dass pro Haus eine Wohnung für «Zigeuner», die sich zur Sesshaftigkeit entschlossen haben, zur Verfügung gestellt wird.

Über die «Zigeuner» kursieren krudeste Zerrbilder, sie würden alles klauen, heisst es, doch der Erzähler gibt sogleich zu, dass in seinem Wohnblock nie etwas abhandengekommen ist. «Man lebte so friedlich nebeneinander her wie nur möglich, indem man genau das tat, was unsere Mütter uns ein-



schärften: ignorieren.» Indem der Erzähler uns die damalige Mentalität und die Vorurteilmuster schildert, wird der «Tumult» erst nachvollziehbar, der nach der Liebesgeschichte von Frank und Matteo entsteht.

Es ist kein peripherer, sondern ein folgenschwerer «Spuk», wie der Erzähler schreibt. Der Aufruhr im Treppenhaus ist so gross, dass sogar die Polizei gerufen wird. An einer Stelle heisst es im Buch: «Wäre man doch schon damals so gleichgültig oder tolerant gewesen, wie man es heute ist.» Aber das ist nicht der Fall. Man nennt das Liebesverhältnis «abartig». Die Klassenkameraden sind der Meinung, einer wie Frank habe «bei uns genauso wenig verloren wie die Zigeuner».

## Sulzers neues Buch ist auch ein Aids-Roman

Gute Literatur erklärt nicht sachlich und politisch korrekt, sondern zeigt die Emotionen der Beteiligten zwischen Scham, Verzweiflung, Unverständnis und Aggression. Auch der Erzähler ist nicht unbeteiligt, im Gegenteil, er erfährt da erst, wie wenig er von seinem besten Freund weiss. Er fragt sich, ob Frank auch deshalb Künstler geworden ist, damit er in einem «Umfeld leben konnte, wo man sich nicht darum kümmerte, wie jemand sich verhielt».

Dass die Geschichte mit Frank den Erzähler aufwühlt und dass er darüber lange nach Franks Tod schreiben muss, hat noch einen anderen Grund: Dieser stirbt mit nur 32 Jahren an Aids. In einigen der stärksten Seiten des Romans vergegenwärtigt der 71-jährige Alain Claude Sulzer die 80er-Jahre, als die Angst vor dieser Krankheit um sich griff, die immer mehr Opfer forderte, ohne dass es zunächst Medikamente

gab. Auch da grassierten wieder Feindbilder gegen Homosexuelle.

Zu Lebzeiten bleibt Frank ein Künstler ohne Erfolg. Zuletzt lebt er in New York, geniesst noch die promiskuitive Zeit, bevor sich die Verbreitung von HIV zu einer Pandemie ausweitet. Dem Erzähler bleibt sowohl Franks Kunst als auch dessen Homosexualität fremd. Erst als Frank schon unheilbar krank im Spital liegt, kommt es zum Wiedersehen.

## Auf einem Bild erkennt sich der Erzähler in skandalöser Pose

Frank hat seinen Jugendfreund und Fast-Bruder zu seinem Nachlassverwalter bestimmt und vertraut ihm seine Bilder an. Doch die verpackten Werke liegen unbeachtet in einer Remise. Der Erzähler ist inzwischen ein viel beschäftigter Mann in der Filmbranche und lebt mit seiner Familie in der Provence.

Und dann geschieht erneut Unerhörtes: Plötzlich liest er in einer Berliner Zeitung von einem genialen anonymen Künstler namens «F», dessen Werke Aufsehen erregen. Tatsächlich handelt es sich um Franks Bilder. Und der Erzähler stellt fest, dass seine Remise leer ist. Jemand hat die Bilder entwendet und dafür gesorgt, dass sie der Öffentlichkeit zugänglich werden.

Auf einem Gemälde ist unverkennbar der Erzähler abgebildet, und zwar nackt in skandalöser Pose, beim Onanieren. So hat ihn Frank also gesehen: nicht als Freund, sondern als einer, der sich selbst befriedigt. Er empfindet das als persönlichen Angriff, versteht zum ersten Mal jene, die auf Bilder losgehen und sie zerfetzen. Er kauft das obszöne Bild, damit es kein Fremder mehr betrachten kann.

Dann folgt die nächste Pandemie: Nach HIV versetzt nun Covid die Menschen in Angst und Schrecken. Und das ist noch längst nicht die letzte Wendung in diesem an Überraschungen reichen Buch, das zu entsprechend zahlreichen Interpretationen einlädt.

Sulzer setzt nach «Aus den Fugen», «Postskriptum» und «Doppelleben» die Reihe seiner Künstlerromane fort. Die Kunst ist für Frank Befreiung und Selbstfindung. Auch als er todkrank ist, zeichnet er ununterbrochen weiter, als wolle er das Leiden verdrängen, als solle die Kunst stärker sein als das versehrte Leben. Sein Antrieb ist nicht der Ruhm, der sich erst nach seinem Tod einstellt.

Das Etikett Künstlerroman bedeutet aber keine Reduktion auf blosse Künstlerprobleme. Die Kultur ist bei Sulzer immer aufs Engste mit dem Leben und seinen grossen Themen wie Freundschaft, Liebe, Krankheit oder Abschied verbunden. Das verleiht auch dem neuen Roman «Fast wie ein Bruder» Tiefgang.

Alain Claude Sulzer erweist sich darin einmal mehr als prägnanter Autor, der mit wenigen Strichen und Tupfern Atmosphäre erzeugen kann. Er muss nicht alles über seine Figuren verraten und hält es mit dem Klassiker E. T. A. Hoffmann, von dem er den Satz zitiert: «Nichts ist mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman, der Boden, auf dem sich die fantastische Welt bewegt hat, zuletzt mit historischen Besen so rein gekehrt wird, dass auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt...».

Für jedes Geheimnis, das Alain Claude Sulzer in seinem neuen Roman lüftet, entsteht ein neues, das die Lesenden noch lange beschäftigt.

Schreibt gegen Zerrbilder an: Autor Alain Claude Sulzer in seiner Wohnung in Basel.  
Bild: Roland Schmid



Alain Claude Sulzer  
Fast wie ein Bruder.  
Roman. Galliani Berlin,  
189 Seiten.